

Borg IV S. 3 + 4

Kopie
a
Höll
16.4.94
dine
Fied.
18.4.94



Acher Rundbrief



Folge 3

9. Feber 1952

4. Jahrgang

Zentrifugale Kräfte?

In der Stammeszeitschrift „Der Egerländer“, bekanntlich das offizielle Organ des Bundes der Eghalanda Gmoin — (wir wissen das Blatt in seiner heimatkundlichen Gediegenheit wohl zu schätzen) — findet sich in der Folge 1/1952 ein Artikel „Einheit oder Vielheit“, in dem es u. a. heißt:

„Wir müssen aber feststellen, daß in gewissen Kreisen zentrifugale Kräfte tätig sind und daß einige Heimatbriefherausgeber diese ablösenden Kräfte unterstützen. Es tut uns z. B. leid, daß die Ascher ihre eigenen Gmoin aufmachen. Es erschien uns richtiger, sie würden mit uns (den Eghalanda Gmoin) zusammenstehen, denn die Unterschiede zwischen ihnen und uns sind gering und es wäre zweifellos dem großen Ziel dienlicher, sich hier eng aneinanderzulehnen...“ Ähnlich, wenn auch scharfer, wird die Moralpauke für die Karlsbader und die Mieser angeschlagen.

Dazu muß in aller Freundschaft doch ein Wörtchen erwidert werden. Weil der „Ascher Rundbrief“ also Mitteilungen über die Gründung und die Tätigkeit von Ascher Gmoin bringt, unterstütze er „ablösende Kräfte“! Brr, Schimmel! Wir kennen Landsmann Bergmanns knorrige Art und seinen an sich schätzenswerten Hang zu eindeutigen Formulierungen. Hier aber ist ihm sein Temperament ebenso eindeutig durchgegangen.

Wie steht es denn: Überall dort, wo Ascher in größerer Zahl beisammen sind, finden sie sich zu mehr oder weniger losen Vereinigungen, um innerhalb derselben alte nachbarliche und engste heimatliche Beziehungen zu pflegen. Sie tun also das Selbstverständlichste der Welt. Sie bilden, ohne irgendeiner größeren Organisation damit zunähe zu treten, kleine, fruchtbare Zellen, in denen sich Heimattreue und Heimatliebe am innigsten und unmittelbarsten auszuwirken vermögen. Man ist sich doch wohl an maßgebenden Stellen längst darüber im klaren, daß dort, wo der Vertriebene sich aus seinen engsten heimatlichen Erlebnissen heraus angesprochen fühlt, auch die engste und spürbarste Bindung an das große gemeinsame Schicksal erzielt wird. Aus dieser Erkenntnis heraus ging man ja innerhalb der Sudetendeutschen Landsmannschaft an die Durchgliederung nach den Herkunftsgebieten, nach den Landschaften, den Heimatkreisen und den Heimatgemeinden. Und aus dieser erlebten Erkenntnis heraus kam es gerade auch zur Gründung der Eghalanda Gmoin, die dann noch einen Schritt weitergingen und sich zu einem eigenen Bund innerhalb der Landsmannschaft zusammenschlossen.

Das taten und tun die Ascher Gmoin nicht. Sie begnügen sich mit ihrer Gemeinschaftsbetätigung, über deren Berechtigung, ja seelische Notwendigkeit kein Wort zu verlieren ist — und ihre Mitglieder sind im Übrigen Angehörige und Amtswalter der großen Vertriebenenverbände, der Landsmannschaft und des nun in Gründung begriffenen BvD. Die Ascher sind aber auch, wo Eghalanda Gmoin (und nicht eigene Ascher Gmoin) bestehen, Mitglieder und Amtswalter solcher Eghalanda Gmoin.

Von den Ascher Schulen

Ueberliefertes und Selbsterlebtes von Gustav Gemeinhardt

Den im Vorjahre im Ascher Rundbrief von „Pädagogus“ geschriebenen Artikel über die Ascher Schulen habe ich mit größtem Interesse und mit vollster Zustimmung gelesen. Durch ihn kam mir der Gedanke: Es müsse über die Entwicklung dieser Schulen noch Einiges im Zusammenhange festgelegt werden, und da ich einer von den wenigen Alten bin, die darüber noch etwas aus der Überlieferung, hauptsächlich aber Selbsterlebtes wissen, so will ich im Rahmen unseres Rundbriefes zu jenem schönen Artikel noch einige Ergänzungen bringen.

1. Ascher Volksschule, Hauptschule, Bürgerschule

„Wenn wir nur für unsere Kinder wieder die gute Ascher Schule hätten“, so höre ich immer und immer wieder von Ascher Müttern und Ascher Vätern, die ich da und dort treffe, wenn mich im Sommer meine Verwandten-Besuchsfahrten in Bayern und in Hessen herumführen. Sie meinen damit in erster Linie die heimatliche Volks- und Bürgerschule; aber dasselbe Lob gilt auch für die höheren Schulen, die in Asch bestanden haben. Ja, es ist eine Tatsache, daß Schulwesen in Asch und im ganzen Ascher Bezirk hat immer schon seinen eigenen Charakter gehabt und zwar den der besseren Leistung. Die Grundursachen dazu sind unstreitig gewesen: Fortschrittlicher

Geist und Bildungsstreben, vom „hellen Sassen“ herübergestrahlt, der belebende Luther-Geist, der schon zu Lebzeiten des Reformators durch die aufgeschlossenen Grundherren, die damals mächtigen Grafen von Zedtwitz, in ihrem Herrschaftsgebiete Einlaß gefunden hat. Und dazu die schon in ältester Zeit im Gebiete zuhause gewesene textile Einstellung der Bewohner, von denen eine beträchtliche Anzahl in Generationen aus kleinen Strumpfwirkern und kleinen Leinenwebern wohlhabende Meister, dann kleine Fabrikanten und zuletzt Großindustrielle geworden sind. Kleingewerbe und später Industrie und die heimische Schule sind in Asch immer miteinander verbunden gewesen und haben gegenseitig aufeinander befruchtend eingewirkt.

Vor 150 und mehr Jahren gab es im Ascher Gebiete unter den Grafen von Zedtwitz als Schulparrone eben jene einfachen Volksschulen, wie sie unter Maria Theresia entstanden waren: Die Trivialschulen, in denen die Kinder in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden sind. Die Lehrer waren für den Beruf nicht ausgebildet, es waren Handwerker wie Schuhmacher, Schneider, aber auch Kriegsinvaliden u. a., die teils aus Lust zu dieser Beschäftigung, teils aber um des lieben täglichen Brotes willen Schule gehalten haben. Einer meiner Vorfahren, Johann Adam Gemeinhardt (1728—1802), war Maurermeister

Von zentrifugalen und ablösenden Kräften in solchem Zusammenhange zu sprechen, erscheint uns einigermaßen unüberlegt. Wir wissen es aus eigener Erfahrung, daß die Schaffung des Bundes der Eghalanda Gmoin als einer eigenen Organisation innerhalb der Landsmannschaft vielfach, auch von Egerländern, abgelehnt und als „Eigenbrödelei“ empfunden wurde. In Verkennung der stammesverbundenen, intensiven Heimatpflege, die sich dieser Bund gesetzt und in der er bereits höchst Anerkennenswertes geleistet hat, unterstellte man ihm „separatistische“ Bestrebungen und mancherorts kam es zu erheblichen Schwierigkeiten innerhalb der örtlichen landsmannschaftlichen Verbände, wenn sich dort eine Eghalanda Gmoin „ausgliederte“. Die Gefahr einer „zentrifugalen Ablösung“ war hier groß und es bedurfte schon einiger Tüftelei, bis zwischen dem Hauptvorstand der Sudetendeutschen Landsmannschaft und dem Bund Eghalanda Gmoin ein tragbares Abkommen getroffen werden konnte — das übrigens, wie die Praxis zeigt, noch immer nicht allerorts völlig klare Verhältnisse geschaffen hat.

Solche Schwierigkeiten fallen bei den Ascher Gmoin weg. Sie sind keine durchgängige Organisation, sondern eben die örtliche gesellige Zusammenfassung von engsten heimatlichen Nachbarschaften, wie es solche, wenn die Zahl groß genug ist, auch für Roßbach, für Haslau, oder für Eger, für Karlsbad, für Reichenberg oder Brünn gibt. Und die geschaffen werden sollten, wenn es sie nicht gäbe. Ob es vielleicht der Name war, der Freund Bergmanns

Unwillen erregte? Nun, Ascher Gmoin hat es, genau wie Eghalanda Gmoin, wenn auch nicht in so großer Zahl, ebenfalls schon vor der Vertreibung gegeben.

Es ist nicht unsere Absicht, mit dieser unserer Stellungnahme etwa eine frisch-fröhliche Nachbarschaftsfehde vom Zaun zu brechen oder gar alte Rivalitäten „Hie Egerland- hie Ascher Ländchen“ aufzuwärmen. Solcher freundschaftlichen Plänkeleien hat es früher genugsam gegeben und es schaute dabei nie etwas heraus. Die stammesbedingten Gemeinsamkeiten und auch die aus der historischen Entwicklung abzuleitenden Unterschiedlichkeiten sind wissenschaftlich festgelegt und kein Ascher wird ernsthaft daran Anstoß nehmen, wenn im weiteren Sinne seine Heimat dem Begriffe „Egerland“ zugezählt wird. Auch Bergmann unterscheidet ja zwischen dem „historischen Egerland“ und dem erweiterten Begriffe, wenn er in seinem Artikel sagt: „Egerländer, Menschen unserer Heimat, für die wir diesen Namen erweitert eingeführt haben, weil wir einen Namen brauchen und weil dieser Name guten Klang hat“. Einverstanden; aber man muß wohl die Kirche beim Dorf lassen. Und darf nicht von „ablösenden“, lies separatistischen, Kräften sprechen, wenn eine Ascher Gmoin nicht mit fliegenden Fahnen zum „Bund Eghalanda Gmoin“ stößt, sondern sich damit begnügt, in örtlichem Rahmen heimatlich engste Verbundenheit zu pflegen, im Übrigen aber voll und ganz ihren Mann in den allen Vertriebenen gemeinsamen Großverbänden stellt.

Tins.

und Schulmeister. Karl Alberti hat im 4. Bd. seiner „Beiträge“ einige Seiten über diesen Mann geschrieben. Schule war, besonders auf den Dörfern, meist nur im Winter. Und doch müssen diese Trivialschulen im Ascher Bezirk gar nicht schlecht gewesen sein. Ich habe in der Heimat von beiderseitigen Vorfahren her mehrere über 200 Jahre alte Schriftstücke, Akten und Briefe aufbewahrt gehabt, aus denen zu ersehen war, daß sie neben schöner Schrift inhaltlich und orthographisch recht gut gewesen sind. Leider ist das alles weg. Der weit in die Zeit zurückreichende gute Leistungsstand der Ascher Leineweber, dann Wollwarenweber und der Strumpfwirker hat auch um der Tüchtigkeit der Arbeitsleute willen anregend und anfordernd auf diese alte und einfache Schulform gewirkt. Und auch die Schulpatrone widmeten der Schule ihrer Untertanen nicht geringe Aufmerksamkeit und wenn wir erfahren, daß die Zedtwitz schon 1731 für ihr Gebiet eine eigene Schulordnung erlassen und 1793 die allgemeine Schulpflicht eingeführt haben, dann darf man daraus auch schließen, daß sie bei der Auswahl und der Zulassung von Schulmeistern auch auf gute Eignung der Bewerber Bedacht genommen haben. Dazu sind noch andere günstige Einwirkungen gekommen. Wir wissen, daß schon nach den Befreiungskriegen wohlhabend gewordene Strumpfwirkermeister und Webermeister in Asch ihre Söhne nach einigen Jahren Volksschule auswärtig in besser organisierte Schulen geschickt haben und diese übten dann später von sich aus durch ihre Anforderungen und Anregungen einen günstigen Einfluß auf die heimatische Volksschule aus. Aus der alten Trivialschule sind gekommen Johann Georg Unger, dessen Sohn der Vater des Hainberges geworden ist, Wilhelm Weiß, der 1. Bürgermeister von Asch, Johann Gottlieb Langheinrich, Postmeister zur Zeit Goethes, Andreas Leonhard, der erste und einzige Armeekapellmeister in Österreich, u. a.

Im Ausklang der 1848er Revolution hat sich dann ein politischer Liberalismus entwickelt, der auch in einer allmählich günstigeren Gestaltung der Volksschule zur Geltung gekommen ist. In Österreich sind die Hauptschulen entstanden und im Jahre 1856 gab es auch eine evangelische Hauptschule in Asch. Das Schulhaus war schon 1851 erbaut worden und war Eigentum der evangelischen Kirchengemeinde Asch. Ascher Fabrikanten haben die-

sen Bau durch namhafte Spenden gefördert. Gemeindeverwaltung und Schulpatronat beriefen an die neue Hauptschule einige besonders tüchtige Lehrkräfte. Hauptschuldirektor wurde Georg Stöß aus Neuburg, dazu kamen als Lehrer Traugott Büchner aus Riesa i. Sachsen, Jakob Drexler, der Vater von Karl Drexler, aus Württemberg und Schreibmüller aus ?. Der spätere Oberpfarrer Max Soedel war der geistliche Schulinspektor, kurzweg nur Inspektor genannt. Büchner hat zugleich das Orgelspiel in der ev. Kirche übernommen. Er war ein Künstler auf diesem kirchl. Instrument. Was für tüchtige Männer müssen diese Hauptschullehrer gewesen sein, so muß man denken, wenn man betrachtet, was aus vielen ihrer Schüler geworden ist. Da muß ich aus meiner Erfahrung doch einige nennen, die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen durch ihre Tüchtigkeit, zu der die Hauptschule den Grund gelegt hat, hoch gekommen sind. Ehemalige Ascher Hauptschüler sind gewesen: Der letzte Ascher Postmeister Heinrich Langheinrich, Bürgermeister Christian Geipel, Feldmarschalleutnant Grimm v. Hainfels (einst ein Zimmermann), Dragoner-Rittmeister Johann Künzel, Fabrikant Albert Kirchoff, Stadtsekretär Josef Scherbaum, Stadtkassier Adolf Geyer, in Amerika Johann Wolfg. Penzel (Fleischwolf), der wegen der Rekrutierung aus der Heimat geflohen war, drüben deutscher Generalkonsul und Präsident der Nationalbank in Arkansas. Und wie Penzel ebenfalls in Little Rock der John Geyer (ein Mischko), nach Penzels Äußerung der reichste Mann in Little Rock. In der mir zugegangenen Sommernummer 1899 der Deutschen Zeitung von Little Rock ist in einem Leitartikel dieser Geyer bezeichnet als „der bekannte Großfinanzier John Geyer“. Woher ich das weiß? Penzel war im Frühling 1899 mit seiner Frau und 2 Töchtern nach einem Kuraufenthalt in Marienbad eine Woche lang in Asch bei seinem Schulfreund Glaser/Adler und bei seiner Kusine Frau Geyer (Bros), meiner Schwiegermutter, auf Besuch. Ich hatte täglich Gelegenheit, mit ihm auf Spaziergängen zu sprechen und ich habe es oft bereut, nicht mit ihm hinübergegangen zu sein, als er mich mitnehmen und drüben fördern wollte.

Noch zwei Amerikaner-Ascher, die ehemalige Hauptschüler gewesen sind, sollen hier erwähnt sein: Ein Feig aus der Herrengasse und ein Wilfert aus der Grabengasse. Auch sie sind drüben wohlhabende Männer geworden und

ihr Vermögen ist im Erbwege an die Verwandten nach Asch gekommen. Wodurch sind diese Männer etwas geworden? Durch vom Elternhaus und von der Schule anerzogenes Pflichtbewußtsein, durch Arbeitswillen, durch mitgebrachtes Können, durch Sparsamkeit.

Die Seele der Ascher Hauptschule war der „Alte Stöß“. Er war der Organisator der neuen Schulart. Unterricht in den Realien wurde eingeführt, Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie, Geschichte, Zeichnen, neben den Fächern der bisherigen alten Schule. Alle diese Schüler haben Wertvolles ins Leben mitgenommen: Sie waren sehr gute Rechner; die Lösungen mit einfacher und zusammengesetzter Proportion war ihnen ein Spiel. Sie waren ausgezeichnete Rechtschreiber. Die Methode dazu: Im Anschlusse an den Realienunterricht wurde das Besprochene zusammengefaßt in einem kurzen Diktat und bei demselben wurden die notwendigen Rechtschreibregeln gegeben. Als Lehrbücher hat es gegeben den kleinen und den großen Hempel, dazu ein Realienhandbuch. Die Bücher waren reichsdeutscher Herkunft. In meiner Bücherei waren sie vertreten, dabei auch eine alte, pädagogisch gut durchgeführte Fibel von Salzmann. Meine Erinnerungen an die Hauptschule stammen von meinem Vater, der als Schulbub ein Stöß-Schüler gewesen ist.

Eines will ich hier noch erzählen, was ich durch meinen alten Onkel Griefß (Krautheim) erfahren habe: Stöß behalt sich, weil ein Lehrmittel noch fehlte, zur Erklärung der Erd- und Mondbewegungen auf folgende Weise: Von der Wand herunter hängte er einen kugelrund ausgestopften Polster und mit seinem Hauskappchen, das er auch im Unterrichte stets getragen, umkreiste er, es drehend, diese Sonne. Das Kappchen war die Erde. Dann war seine Schnupftabakdose der Mond. Damit zeigte er zuerst die Mondbewegung um die Erde und dann mußte ein Schulfreund mitwirken und es umkreiste die Erde mit dem Mond die Sonne.

Ja, die Schulfreunde! Das war auch ein Sondertheil der Unterrichtsmethode Stöß und nicht der schlechteste. Nur die Besten bekamen diese Charge. Je zwei Bänke hatten einen. Der Schulfreund mußte die Aufgaben durchsehen, mußte im Schönschreiben den Kameraden vorschreiben. Alles, was er als schlecht befand, mußte er melden, aber auch das besonders Gute und dann gabs Lob, Tadel, ev. auch Strafe. Ich selbst war als Schüler der

Karl Korndörfer:

Erinnerungen eines alten Turners

Wenn ich mit folgenden Ausführungen den Versuch wage, das turnerische Leben in unserer unvergeßlichen Heimatstadt so gut als möglich zu schildern, so muß ich schon im Voraus um Verständnis dafür bitten, daß Lücken und vielleicht auch manche Fehler unvermeidlich sind, da Unterlagen fehlen, also nur das Gedächtnis maßgebend sein kann. Vielleicht ist mancher alte Turnbruder in der Lage, Lücken zu schließen oder mit Berichtigungen nachzuhelfen.

Ich kann erst nach dem so glänzend verlaufenen Bundesturnfest 1899 beginnen. Zu dieser Zeit nahm ich am Kaisermanöver teil, das übrigens das letzte gewesen sein dürfte und beendete dann meine Dienstzeit. Zuvor aber doch ein kurzer Blick in die Schulzeit. Die Turnfeste, wie man die Schauturnen nannte, waren genau so volkstümlich wie das Vogelschießen. Beim Ausmarsch der Turner waren die Straßen umsäumt von unserer turnfreundlichen Einwohnerschaft und die Häuser beflaggt. Marschiert wurde in Straßenkleid, dunkle Hose und Kornblumen geschmückte graue Tuchjoppe, geturnt in dieser dunklen Hose und weißem, gestärkten Hemd. Dem Zuge voran sehe ich noch heute meinen damaligen Lehrer Zipser mit der Fahne marschieren. Das Schauturnen wurde auf dem Platz vor der alten Turnhalle durchgeführt; trotz der unbequemen Kleidung erzielte man ansehnliche Leistungen. Am meisten bewundert wurde immer die oftmals Riesenfelle des damaligen Turnwartes

Eduard Lang. Fahnenträger Zipser war ja später Gymnasialdirektor in Bielitz, blieb aber immer in enger Verbindung mit seinem Turnverein Asch, was in späteren Jahren oft in schönen Briefen zum Ausdruck kam. — Abgelöst als Fähnrich wurde Zipser meines Wissens von Buchheim (der Vorname ist mir entfallen). Nach altem Brauch mußte der Fahnenträger Junggeselle sein. So mußte auch Buchheim abtreten, als er sich eine Lebensgefährtin wählte. In der Kneipzeitung, auf die ich später noch zu sprechen komme, hieß es:

„Da Buchheim hout die Fahna trogn, etza kröigta statt der Fahna bal an Kinnerwogn“.

Ich schloß mich der 3. Riege an, deren Mitglieder hauptsächlich ehemalige Schulkameraden waren. Vorturner war Fritz Gößler, später Hermann Rittinger. Beide ruhen längst in Heimerde.

Vereinsobmann war Julius Merz, Turnlehrer unser unermüdlicher Adolf Seifert. Beide fanden inzwischen ihre letzte Ruhestätte in fremder Erde. Eine wackere Vorturnerschaft stand Seifert treu zur Seite. Ich erinnere nur an die bereits genannten Fritz Gößler und Hermann Rittinger, dann Richard Rittinger, Hans Komma, Winterstein, Christian Fleißner, Ernst Schuster, Hermann Fischer, Hermann Wunderlich, Philipp Wendler und viele andere, die selbstlos den jahnschen Turngedanken förderten und als Wettturner das Ansehen nicht nur des Turnvereins, sondern darüber hinaus das Ansehen auch unserer Heimatstadt in weitem Umkreis hoben. Nicht unerwähnt mag

bleiben, daß an der Erziehung einer vorbildlichen Vorturnerschaft Seiferts Vorgänger, nämlich dessen Schwager Turnlehrer Lips, hervorragenden Anteil hatte. Ich hatte nicht Gelegenheit unter Lips zu turnen, weiß aber, welche Wertschätzung zum Ausdruck kam, wenn von ihm die Rede war. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für einen anderen alten Turner, das Wirken Turnlehrers Lips, unter dessen Leitung das Turnen in unserem Vereine einen bedeutenden Aufschwung nahm, zu schildern.

Lips hielt seinem Turnverein auch später die Treue, als er Gymnasialdirektor war.

Einmal turnte ich doch unter ihm, als er zu Gast in Asch war und in der neuen Turnhalle eine Turnrunde leitete. Anschließend gemütliches Beisammensein im Gastzimmer bei Lied und Wort. Lips saß bei seinen alten Turnbrüdern am Stammtisch der „Neunten“. Die Zeit verging im Flug und ehe man sich versah, war Polizeistunde. Da war niemand ans Heimgehen dachte, war das „Aquarium“ ein willkommener Ort, wo wir feststellten, daß Lips nicht nur ein tüchtiger Turner, sondern auch ein tüchtiger „Flocker“ und guter Gesellschafter war. „Solange der Bauch in die Weste paßt, wird keine Arbeit angefaßt“ klang es aus seinem sangesfrohen Munde, bis ein Unglücksrabe kam und meldete: „Wißt denn, daß die Sonn scha scheint, fünfa is!“

Nun ruht Turnbruder Lips, wie so viele Andere, auch schon in fremder Erde. Ein treues Gedenken ist ihm sicher. Sein Erbe

3. Volksschulklasse auch noch Stoß-Schüler gewesen und weiß noch, daß, weil mein Vater als sein Schüler einst recht gut gewesen ist, ich bei Stoß ganz besonders scharf in Beobachtung gestanden bin. Während des laufenden Schuljahres ist er gestorben und wir Kleinen haben diesem alten, gefürchteten und doch auch so geliebten Lehrer, der so streng und dann wieder so gut sein konnte, mit viel Tränen unser Blumensträußchen ins Grab geworfen. Da erinnere ich mich auch noch: der beste Schreiber in dieser Volksschulklasse war der spätere Amtsdirektor bei der Bezirksvertretung, Wilhelm Gläßel. Wir haben ihn immer bestaunt, wie er mit gestrecktem Zeige-

finger den Federhalter so richtig hielt und so schön schrieb. Ein Schönschreiber ist er sein Leben lang geblieben, so wie sein Amtsvorgänger, der Patschhändl-Wunderlich, der in der Hauptschule auch einmal ein Stoß-Schüler gewesen ist. Der Name Stoß ist für die Ascher Lehrerschaft ein Begriff geworden. Selbst etwas können und im Dienste viel leisten! Dieser Grundsatz des alten, von seinen Schülern und von seinen Kollegen immer wieder hochgeschätzten Hauptschuldirektors hat, ich darf das ruhig behaupten, noch in der 2. Generation seiner Nachfolger im Schuldienst voll und ganz als Richtlinie gegolten.

(Wird fortgesetzt)

Die Hölle Bory (VI)

Sie spielen „Buchenwald“

An der Tür der Wachstube des Zuchthauses Bory hingen, auf einen weißen Karton geklebt, vier Photos, die die drohende Anschrift trugen: „Nikdy nezapomente!“ (Vergest es niemals!) Wenn die Erinnerungen an das Bory-Jahr wach werden, dann steht unweigerlich auch dieser eigenartige Haussegen vor meinem geistigen Auge. Die Bilder, auf die ich immer einen scheuen Blick warf, wenn wir durch das Haupttor zur Arbeit geführt wurden, gaben sich als Aufnahmen von den Massengräbern in Buchenwald aus. Furchtbar, daß auf deutschem Boden so etwas geschehen konnte. Aber war es nicht, noch ungeheuerlicher, daß junge Menschen — und unsere Wärter waren, abgesehen von einer Hand voll älterer Justizbeamter, durchwegs junge Burschen von wenig mehr als 20 Jahren — als Inhalt ihrer beruflichen Arbeit und bürgerlichen Existenz die Bestialität aufbefohlen wurde! Wir hatten manchmal Gelegenheit, die Wärter zu beobachten, wie sie sich außerdienstlich gaben. Da standen sie zusammen, lachten und plauderten, erzählten sich von Mädchen, Trinken und Tanz. Sie gaben sich kaum anders, als wir uns in ihrem Alter gegeben hatten. Aber welcher Beruf! Wir dürfen ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie das, was uns von Buchenwald

zu Gehör gekommen ist, nicht nur erreicht, sondern bei weitem übertroffen haben.

Der Sonntag nach unserer Einlieferung verlief ruhig. Ein ruhiger Tag, das will sagen, daß wir nicht geprügelt wurden.

Ein anderes Gespenst begann nun seine Arme nach uns auszustrecken, der Hunger. Die meisten hatten seit Donnerstag früh keinen Bissen zwischen die Zähne bekommen. Es waren auch gar keine Anzeichen da, daß wir hier etwas zu essen bekommen sollten. So saßen wir auf den unbequemen Bänken oder lehnten an der Wand. Kleine Gruppen fanden sich im Gespräch zusammen. Wir suchten das gestrige Erlebnis als einen Uebergriff untergeordneter Organe zu nehmen, ja beinahe zu entschuldigen. Allmählich gewannen die zuversichtlichen Stimmen die Oberhand über die, die ein sicheres Ende nahe glaubten. Gegen Mittag öffnete sich die Zellentür, und zwei Männer, es waren ebenfalls Internierte, brachten auf einer Bank 32 handtellergroße Papierfetzen, auf die ein Eßlöffel Marmelade gekleckst war. Es bedurfte einer ausdrücklichen Aufforderung des Wärters, daß wir zu griffen. Es war unser Abendessen für Sonntag. Mittags wurden die Zellen verriegelt und abgesperrt. Wir wußten damals noch nicht, daß dies sonntags so üblich war, und wir bis zum Montagmorgen von den Wäch-

tern unbehelligt blieben, höchstens daß sie uns durch die Gucklöcher ihre Schimpf- und Drohworte zubrüllten. Der Nachmittag brachte dann doch noch einen erregenden Zwischenfall. Edi Fischer war der leidenschaftlichste Raucher, den ich je kennen gelernt habe. Ich weiß nicht, wie es ihm gelungen war, trotz der peinlichen Durchsuchung etwas Tabak, ein Stück Reißfläche einer Zündholzsachtel und einige Streichhölzer in einer Tasche zu behalten. Trotz aller Warnungen zündete er sich die Zigarette an, und gierig umstanden ihn einige Kameraden, die einmal ziehen wollten. Unglücklicherweise hatten die Raucher ihren Platz in der Nähe des Fensters, so daß die Rauchwolken durch die zerschlagenen Scheiben abzogen. Plötzlich Schlüsselgerassel, und ein hünenhafter Wärter, von dem alten diensthabenden Beamten begleitet, betrat die Zelle und fragte barsch, wer geraucht habe. Eisiges Schweigen. Die beiden brüllten auf uns ein. Sie wenden sich unter Drohungen zur Tür. Die Erlebnisse von gestern werden lebendig, und der Unwille gegen die Raucher wird spürbar. Da faßt sich Edi Fischer ein Herz und meldet sich als Schuldiger. Mit zwei Hieben ist er zusammengeschlagen. Die für den nächsten Tag erwartete Strafe für uns alle bleibt aus.

Ich, und wohl die meisten, haben diese Nacht trotz des harten Bodens und der Kälte tief geschlafen. Es dauerte eine Weile, sich am Morgen, als die Klingel um 6 Uhr schrillte, zurechtzufinden. Wir werden mit der Hausordnung bekannt gemacht. Aber nicht etwa durch eine Belehrung, sondern einfach dadurch, daß wir angebrüllt werden, das und jenes unterlassen oder falsch gemacht zu haben. Sobald ein Wärter die Zelle betrat, mußte angetreten werden, in Dreierreihen, und zwar mit dem Rücken zur Tür. Der Stubenälteste hatte zu melden. Dann schrie einer in die Zelle: „Kyblovat!“ Das bedeutete, daß die Abortkübel weggeschafft werden mußten. Ein Stubendienst wurde eingeteilt, der diese Arbeit zu verrichten und die Zelle zu fegen hatte. Es gab nun zum ersten Mal Kaffee, dünn und eklig süß. Es waren nicht genug Gefäße da; drei oder vier tranken aus einem Topf. Es gab zum ersten Mal ~~ein~~ ein win-

wurde von seinem Nachfolger, Adolf Seifert, welcher in unserer Vereinsgeschichte eine bedeutsame Rolle spielte und von welchem infolgedessen öfter die Rede sein wird, treulich bewahrt und fortgeführt. Die Früchte zeigten sich ganz besonders beim Bundesturnfest 1903 in Berlin, an welchem ich aber leider nicht teilnehmen konnte. Die Schilderung dieses Festes wäre für einen Teilnehmer ebenfalls eine dankenswerte Aufgabe. Ich kann nur festhalten, daß sich unter den 10. ersten Siegern 7 unserer wackeren Wettturner befanden. Wenn ich mich recht erinnere, waren dies die Turnbrüder: Ernst Schuster, Christian Fleißner (Dampf), Hermann Fischer, Gustav Lenk, Philipp Wendler, Gustav Riedl und Gustav Rathel.

Der Jubel beim Empfang der Turner war unbeschreiblich und zeigte wieder die Turnfreundlichkeit der Ascher. Mit Fahne und Musik wurden die Sieger durch die von einer jubelnden Menschenmenge umsäumte Kaiserstraße in das Vereinsheim im Gasthaus Hofmann (Wirt war damals Schuhmann) geleitet und dort von Bürgermeister Schindler zu ihrem schönen, ihrer Heimatstadt zur Ehre gereichenden Erfolgen beglückwünscht. Es war ein Höhepunkt im turnerischen Leben.

Das Jahr 1903 war allerdings auch durch ein anderes Ereignis für die Geschichte des T.V. Asch bedeutungsvoll. 48 Jahre sind seither vergangen. Viele jüngere Turnbrüder können sich nicht mehr an die stolze Festhalle erinnern, ohne welche die Durchführung des Bundesturnfestes 1899 in Asch nicht möglich gewesen wäre, weil kein genügend großer Fest- und Versammlungsraum zur Verfügung stand. Die ca. 50 m lange und 30 m tiefe Halle konnte

in Brüx erworben werden, stellte sich mit den Transport- und Aufstellungskosten auf rund 19000 Goldkronen, mit welchem Betrage die Halle auch versichert wurde und bot Raum für ca. 4000 Personen. Das K. K. priv. Schützenkorps stellte großzügig den Schützenplatz zur



Die 1903 abgebrannte Festhalle

Aufstellung der Halle, befristet auf 4 Jahre, also bis 1903, zur Verfügung. In diesem Jahre wurde der Turnbetrieb wegen Instandhaltungsarbeiten in der alten Turnhalle vorübergehend in die Festhalle verlegt. Nach einer Turnstunde, es dürfte im September gewesen sein, trafen sich die Vorturner zu einer Besprechung im Schützenhaus, die übrigen Turner, wie immer nach der Dienstag-Turnstunde, bei einem Vereinsmitglied, in diesem Falle bei Höchner, Parkgasse. Kaum saß man beim 1. Glase Bier, als der Schreckensruf ertönte: „Die Festhalle brennt“ und tatsächlich stand das ganze stolze Gebäude schon in hellen Flammen. Es war

ein schaurig schönes Bild. An eine Rettung war nicht zu denken. Die Feuerwehr mußte sich auf den Schutz der sehr bedrohten Umgebung beschränken. Ein Wunder, daß kein weiteres Unglück entstand, denn brennende Teile wurden durch den starken Wind nicht nur auf die benachbarten Häuser, sondern auch bis Wernersreuth und Niederreuth getragen. Brandursache: nach Ascher Art hieß es, mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die Halle Ende 1903 entfernt sein mußte: „Ein kurzer Entschluß!“, zweifellos war es aber Kurzschluß, in der Lichtleitung ausgelöst bei der Betätigung des Hauptschalters beim Verlassen der Halle, was auch bei den Verhandlungen mit der Versicherungsgesellschaft anerkannt wurde. Die Versicherungssumme, 19000 Goldkronen, bildete den Grundstock für die neue Turnhalle. „Ein Unglück kommt selten allein,“ konnte man in diesem Falle nicht sagen. Die Stimmung der Turner kann man am Besten durch Turnbruder Lehrer Merz (Wassermetz) zum Ausdruck, der sich nicht enthalten konnte, bei Höchner das schöne Lied anzustimmen: „Freut Euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht.“ Der Spitzname „Wassermetz“ wäre noch zu erklären. Turnbruder Merz war nicht nur ein eifriger Turner, der in keiner Turnstunde und bei keiner Turnfahrt fehlte, sondern auch ein begeisterter Anhänger des Wassersports und langjähriger Obmann des Schwimm- und Badevereins. Auch im Winter verzichtete er nicht auf ein Bad und hackte nötigenfalls ein Einstieglloch in die Eisdecke des Schwimmteiches. Trotz seines Wahlspruches: „Man muß nicht müssen“, mußte er meines Wissens mit kaum 50 Jahren aus dem Leben scheiden.

(Fortsetzung folgt).

ziger Laib von etwa 250 g für zwei Mann. Das war fortan die Tagesration. Auch durch ein Mittagessen wurden wir überrascht, Sauerkraut. Wieder teilten wir uns zu dreien in den halbgefüllten Litertopf. Löffel gab es noch nicht; wir aßen mit den Fingern.

Unendliche Müdigkeit steckte in den Gliedern. Wir dösten vor uns hin. Wer das Glück hatte, einen Sitzplatz auf den Bänken zu erschassen, stützte die Arme auf den Tisch und schlief. Auch die Mittagstunde pflegte ruhig und von den Wärtern ungestört zu verlaufen.

Am Nachmittag dieses Montags aber geschah das Entsetzliche. Ein uns noch unbekannter Wärter, eine stämmige Fleischergestalt, trat in die Zelle und rief einige Namen auf. Die Aufgerufenen mußten auf dem Gang antreten. Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß wir vor einer Änderung unserer Lage stehen. Es war beinahe ein freudiges Gefühl, als ich meinen Namen hörte. Auf meine Frage, ob wir unsere Sachen mitnehmen sollten, erhielt ich eine schnell hingeworfene Antwort, der ich ein Ja glaubte entnehmen zu können. Ich packte Hut und Mantel. Da wird der Name Singer gerufen. Ein zweites Mal. Einer deutet in die Ecke, wo dieser Kamerad in bewußtlosem Zustand liegt. Als der Wärter hört, daß der Aufgerufene einen Selbstmordversuch gemacht habe, stößt er einige Male mit dem Fuß nach ihm und schreit: „Prase!“ Entmutigung will mich befallen. Aber noch ist die Hoffnung, daß wir Aufgerufenen vielleicht den Ort des Grauens verlassen werden, noch nicht ganz geschwunden. Ich empfinde jedenfalls keinerlei Beunruhigung. Wir stehen auf dem Gang; Kameraden aus der Nachbarzelle stoßen zu uns. Ein Fragen mit den Blicken, auf das keiner eine Antwort weiß. Wir werden die Treppen hinuntergeführt. Wir sind im Keller; es geht einen langen Gang entlang. Auch hier Zelle an Zelle. In eine werden wir hineingestoßen. Sie ist angefüllt mit Gerümpel, Holzstangen und Blechgefäßen. Wir haben noch immer keine Ahnung, was mit uns geschehen soll. Da werden zwei Kameraden aufgerufen. Sie verlassen die Zelle, die hinter ihnen abgeriegelt wird. Einige Augenblicke quälende Ruhe. Wir lauschen. Da, ein Klatschen mehrmals hintereinander, ein Stöhnen und auf einmal ein Brüllen, ein tierisches Geschrei, das durch Mark und Bein geht. Die zwei kommen nicht zurück. Angsterfüllt starren wir einander an. Keiner wagt ein Wort. Wieder werden zwei Namen in die dunkle Zelle gerufen, und wieder dieses Klatschen und dieses Gebrüll. Da ist auch unsere Fassung zu Ende. Angstschreie auch bei uns. Ein Roßbacher von kleiner Gestalt und lebhaftem Wesen, der mir später ein guter Kamerad, ein ehrlicher Freund in unserer gemeinsamen Not geworden ist, stürzt in wilder Verzweiflung von einer Ecke in die andere mit dem Ruf: „Das halte ich nicht aus. Wo ist ein Haken, ein Nagel? Ich hänge mich auf.“ Da öffnet sich zum dritten Mal die Zelle; es werden keine Namen mehr gerufen, nur: „Dalsi!“ (die Nächsten). Keiner will vortreten. Alle drängen sich im Hintergrund zusammen wie eine verschüchterte Herde, einer sucht den anderen nach vorn zu stoßen. Es entsteht nahezu Streit zwischen uns. Der Wärter schwingt seinen Gummiknüppel. Da tritt ein anderer Roßbacher vor, heftig und offen in seiner Art, nachmals mein Lagernachbar, während uns das Fleckfieber plagte. Er packt einen Kameraden am Arm, zieht ihn mit sich fort und geht mit großen schnellen Schritten auf den Gang hinaus mit dem Ruf: „Komm, sollen sie mich schon erschlagen!“ Ich weiß, es ist unabwendbar, und als Letzter zu gehen bedeutet ja nur die Qual schon hörend vorauszukosten. Als nächster gehe ich. Ich weiß nicht mehr, wer mein Partner war. Wir werden in die Zelle nebeneinander gestoßen. Es ist ein Duschaum, in dem die Pritsche eines Feldbetts steht. Wir müssen uns nackt ausziehen. Da nähert sich eine Fratze meinem Gesicht, brutal, Glotzaugen,

hervorstehende Zähne und Schaum vor dem Mund. Er schwingt eine Liste in der Hand, in der unsere Namen angehakt sind. Wer mag die Wahl getroffen haben? Er fragt mich aus, und ich weiß selbst nicht, wie es auf einmal heraus war, daß ich beim tschechischen Heer gedient und Offiziersanwärter gewesen war. Das erbot ihn und sein: „Jen pockej!“ (Na warte!) klingt drohend. Ich komme als zweiter dran. Der andere liegt schon auf der Pritsche, das Gesicht zwischen die Bretter geklemmt und nach einigen Schlägen brüllt er auf wie die andern. Und der Wärter gibt mir einen Stoß vor die Brust und schreit: „Poslys! To je ta muzika z Buchenwaldu!“ (Horch, das ist die Musik aus Buchenwald!) Zwei Wärter in Uniform, der eine hat Mütze und Bluse abgelegt, weil ihm zu heiß geworden ist, und zwei Sträflinge in Anstaltskleidung schlagen mit Gummiknüppeln, die einen Meter lang sind, auf ihn ein. Der eine Sträfling ist der Koch; zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, ein Mördergesicht. Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu schreien. Ich beiße in die Lippen und zähle die Schläge bis zehn. Da überkommt mich die Angst, erschlagen zu werden. Ich brülle und fühle Erleichterung. Es ist, als ob sich das Fleisch von den Knochen löse. Die Schläge scheinen schwächer zu werden und langsamer. Ich vernehme einen ermunternden Zuruf des Wärters an die Schläger. Sie haufen wieder stärker auf mich ein. Ihr Atem faucht wie bei schwerer Anstrengung; ihre Schläge werden matter, fast lahm. Oder ist mein Gefühl erstarben? Ich kann auch nicht mehr schreien. Es ist fast ein wohliges Gefühl der Erschöpfung. Der Befehl aufzustehen klingt mir ganz leise im Ohr. Ich weiß, daß ich etwas tun soll, aber es fällt schwer, sich klarzumachen, was. Ich kann ihm nicht folgen. Da wird die Pritsche auf der einen Seite hochgehoben, ich rolle herunter, greife mit den Händen in etwas Feuchtes. Ein Fußtritt macht mich wacher. Ich spüre, daß ich in einer Wasserlache liege, und von oben fallen Tropfen aus einer Dusche auf meinen nackten Leib. Mühsam stehe ich auf, ziehe die Hose hoch, raffe die übrigen Kleidungsstücke zusammen, merke noch, daß mein Pullover fehlt, und torkele von hinten gestoßen zur Tür hinaus. Die Knie versagen mir. Ich krieche auf allen Vieren in die Nebenzelle, in der die Kameraden zusammengepfertcht sind, die es schon überstanden haben. Ich suche mich an einem Wasserkran festzuhalten und hochzuziehen. Der Atem geht kurz und heiß, unheimlich brennt der Durst in der Kehle. Ich hasche nach den paar Wassertropfen, die aus der abgestellten Leitung sickern. Wieder sinke ich zu Boden. Da beugt sich ein Kamerad über mich. Ich solle aufstehen, sonst fingen sie noch einmal an. Ich nehme alle Kraft und allen Willen zusammen, aber vergeblich. Ich höre noch einmal das grauenhafte Schreien wie von fern, dann wird es still. Der Schmerz scheint ausgelöscht. Mir ist so friedlich und wohlzig zumute, ich sehe eine Wiese im buntesten Blumenflor. Es war meine erste Ohnmacht. Ich weiß nicht, wie lange ich da auf dem Boden kauerte. Ein Anruf, ein Stoß. Ich reiße die Augen auf und sehe, daß ich mit meinem Wärter allein in der furchtbaren Zelle bin. Er schiebt mich vor sich her, und ich taumele auf den Gang. Ich muß wohl die Brille verloren haben und merke nicht, daß ich in der verkehrten Richtung gehe. Da renne ich gegen jemand an und vor mir sehe ich das feiste grinsende Gesicht des dicken Kochs, der mir mit einem Gummiknüppel zwei Schläge kreuzweis vor die Brust gibt. Er jagt mich in die entgegengesetzte Richtung und ich tauche unter in den Trupp meiner Kameraden. Nun schleppen wir uns ächzend die Treppen hoch. Da sackt vor mir einer zusammen, er kann nicht mehr. Auch das Brüllen des Wärters nützt da nichts. Wir sollen ihn mitnehmen, heißt sein Befehl. Keiner packt zu, da sich jeder selbst die schwerste Last. Ich glaube, es war Robert Künzel, der mich aufforderte, anzupacken. Er ergreift den

zusammengebrochenen Kameraden an den Schultern, und ich nehme seine Beine wenigstens so hoch, daß sie nicht auf der Treppe schleifen. Mehr vermag ich nicht. Als wir wieder unsere alte Zelle betreten, weichen die Kameraden, die von dem Gang in den Keller verschont geblieben waren, mit angsterfüllten Augen vor uns zurück. Sie sagten später, daß unser Anblick nach der Marter das Furchtbarste gewesen sei, das sie bedrohte, da sie der Verzweiflung darüber, gleichem Schicksal zu verfallen, kaum mehr Herr werden konnten. Sie warteten durch Tage Stunde für Stunde darauf, daß nun sie in den Keller geholt würden. Der Kamerad, den ich mit Robert Künzel die Treppen hochschleppte, entglitt unseren Händen. Er blieb regungslos in der Zelle liegen. Wir hatten noch gar nicht gemerkt, daß wir einen Toten getragen hatten. Es war Kamerad Thumser aus Neuenbrand.

(Wird fortgesetzt)

Kurz erzählt

Das Begräbnis des letzten Egerer Bürgermeisters Dr. Emil Janka in Rosenheim gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Ehrung für den schon in der Heimat, noch weit mehr aber im Exil hochverdienten Mann. Aus entferntesten Winkeln waren Freunde und Verehrer des Verstorbenen herbeigeeilt. Die Trauerpredigt hielt der letzte deutsche Erzdechant von Eger, W. Doppl, acht weitere Sprecher der verschiedensten Organisationen sagten Dank an dem Grabe, über das sich schließlich ein wahrer Berg von Kränzen wölbte. Dr. Janka hatte bereits im November 1947 den ersten Heimatbrief herausgebracht und im Zusammenhange damit die Egerer Heimatkartei errichtet; beides wirkte sich entscheidend auf die Wiederzusammenführung der Egerer Landsleute aus. Wie wir erfahren, wird die „Egerer Zeitung“ von den Hinterbliebenen Dr. Jankas weitergeführt werden; die Schriftleitung wird wahrscheinlich der in Tirschenreuth lebende Notar a. D. Hans Fischer-Eger übernehmen.

Der Egerer Arzt Dr. Willi Jobst war am 28. 5. 47 in Landsberg nach einem KZ-Kollektivverfahren, in dem er als KZ-Arzt zum Tode verurteilt wurde, hingerichtet worden. Nunmehr veröffentlicht die Zeitschrift „Der Egerländer“ eine Darstellung des ehemaligen KZ-Häftlings Theodor Koester, der von 1938 bis 1945 in Buchenwald, Flossenbürg u. Groß-Rosen festgehalten war. Koester zollt darin den hohen menschlichen Tugenden des Justifizierten ein wahrhaft erschütterndes Lob. Der Bericht ist ein einziges Dokument menschlicher Rechtfertigung für Dr. Jobst. Er schließt mit den Worten: Mögen alle schweigen, ich schweige nicht!

Unser Ascher Schlotfeger-Neujahrsgruß, der gleichzeitig ein Rätsel aufgab, hatte mehrere Anfragen im Gefolge. Auch einige Lösungen wurden versucht, aber keine traf den Nagel den Kopf. Das Haus, auf dem der Schlotfeger stand, ist das Doppelhaus Rogler-Voit in der früheren Nietzschestraße.

Die Tinsche Weihnachtskrippe in Tirschenreuth war am Sonntag, den 3. Februar, zum letztenmal zu sehen. An diesem Tage wurde auch der 9000. Besucher gezählt. Für nächstes Jahr, d. h. für Weihnachten 1952, hat die Sudetendeutsche Landsmannschaft in Rehau die Fühler ausgestreckt. Wenn die notwendigen Voraussetzungen geschaffen werden, dürfte dem Aufbau der Krippe in Rehau nichts im Wege stehen.

Landsmann Andreas Putz (Seifen) hat in Waldenbuch b. Stuttgart mit seinem Schwiegersohn die Fabrikation einer einklappbaren Bodentreppe aufgenommen. Sie wird auf der Leipziger Frühjahrmesse in Halle 16, Stand 2929 vertreten sein.

Ein nach Ascher Küche duftender Sehnsuchtsruf drang zu uns: Gibt es irgendwo in Deutschland das altbewährte Ascher Bratengewürz, insbesondere für Sauerbraten? Die handelsübliche Ware hierzulande hat weder

das richtige Aroma noch die richtige Farbe. Wir möchten wieder einmal richtig braune Soße zu unserem Sauerbraten haben! — Und weiter: Erzeugt irgendein Ascher Fleischer die langen „luftgeräucherten“ Würste, wie man sie vor allem im Hainberg-Unterkunftschaus haben konnte? Mindestens im Winter müßten sie sich doch versenden lassen. — Also geht bitte Antwort, Ihr Drogisten und Fleischer: Wir werden Bezugsquellen solcher Art gerne bekanntmachen.

Ascher Hilfskasse: Ehemalige Bankkollegen des verstorbenen Prokuristen und Dir.-Stellvertreters Christian Bauernfeind Karlsbad / Günzburg/Do. 20 M. — Hans Michl Selbst Blumen für die verstorbene Frau Frieda Laura Künzel 5 M. — Christian Wunderlich Würzburg anlässlich des Ablebens Herrn Fritz Wagners Münchberg 5 M (In Nr. 1/52 irrtümlich Kemnath statt Würzburg ausgewiesen.)

Wir gratulieren

86. Geburtstag: Herr Karl Fischer (Jahrg. 6) am 21. 2. in Rehau, Hirschbergerstr. 4.

82. Geburtstag: Frau Anna Rösch (Hauptstr. 173, neben Volkshaus) am 5. 2. in Die-mannskirchen 22 Kreis Vilsbiburg/Ndb. Ihre Tochter muß ihr den Rundbrief immer von A—Z vorlesen, da ihre Augen nicht mehr recht mittun. Sonst aber ist sie noch ganz rüstig. Im Traume ist sie immer wieder daheim und ihr sehnlichster Wunsch wäre es, noch einmal auch wirklich heimzukommen.

80. Geburtstag: Herr Richard Korndörfer (Schönbach 245) am 19. 2. in Frankfurt/Main Hallgartenstr. 52.

75. Geburtstag: Frau Mathilde Fleißner (Kegelgasse 13) am 12. 2. in Lich/Hessen Garben-teicherstr. 25.

72. Geburtstag: Herr Josef Endler (Dach-deckmeister Schönbach) am 18. 2. in Eppis-burg/Kr. Dillingen/Do.

Goldene Hochzeit: Herr Josef und Frau Lina Ringer (Schneidermeister) am 9. 2. in Ro-tenburg/Fulda, Breitenstr. 16. Mit diesem Fa-milienfeste verbunden ist das 50jährige Ge-schäftsjubiläum der Ringerschen Schneiderwerk-stätte, die sich in der neuen Heimat des glei-chen Ansehens erfreut wie früher in Asch. Da-heim hätte das Jubelpaar zu diesem Doppel-feste ja was erleben können. Aber auch so werden die Turn-, Rauch- und sonstigen Brü-der an diesem Tage in Gedanken in Roten-burg sein.

Silberhochzeit: Anton und Frau Tini Geyer (Friseur Schulg.) am 25. 1. in Herlefeld ü. Bebra.

Als Vermählte grüßen
Fritz Werner
Ise Werner geb. Schedwy
Asch Johannesgasse Schwarzenbach/Saale Asch Marktplatz
im Jänner 1952

Ihre Verlobung geben bekannt
Margit Prell
Viktor Wagner
Asch-Huscherschlüssel Neuburg/Do.
Neuburg/Do. - Schloß - 2. Feber 1952

Richtigstellung: In der Verlobungsmittelung Elfr. Wagner (Mähring) mit Toni Pavlik (Teplitz) am 6. 1. soll es richtig heißen: Mühl-bach 7 P. Dietfurt/Altmühl.

Geburt: Ernst Hohenstein und Tini geb. Putz (Seifen) ihre zweite Tochter Ursula Bri-gitte am 2. 1. 52 in Waldenbuch b. Stuttgart.

Es starben fern der Heimat

Herr Mr. Ph. Karl Meyroser Edler v. Mey-berg (Angerapothek) 54jährig am 23. 1. in Hof, wo er wieder eine Apotheke errichtet ge-habt hatte. — Frau Emilie Paukner geb. Leu-pold (Bahnhofstr.) 82jährig am evang. Alters-

heim Gersfeld/Rhön. — Frau Katharina Rausch (Spinereihäuser) 76jährig in Kiedrich/Rhg. Sie wurde unter großer Anteilnahme von Vertrie-benen und Einheimischen zu Grabe getragen. — Herr Christian Wunderlich, Berndorf/Nie-derösterreich, Kruppstr. 2, einige Tage nach Vollendung seines 67. Lebensjahres am 28. 12. 51. Er wurde am Silvester-Nachmittag am Friedhof in Berndorf beerdigt. Seine Frau ging ihm bereits 1947 voraus. Landsmann Wunderlich stammte aus dem Muaserbauern-Hof in der Herrngasse. Er hatte sich von der Pike auf in den bekanntesten Berndorfer Metallwerken zu leitender Stellung emporgearbeitet. — Herr Hermann Watzke (Eger, Zivilgeometer, Inhaber des Egerer und Ascher Vermessungsbüros) 82-jährig am 30. 1. in Sulzbach-Rosenberg.

In tiefstem Leide geben wir die traurige Nachricht, daß unsere liebe und gute Schwester, Schwägerin, Tante, Patin und Kusine

Frieda Laura Künzel (Steinpöhl)

im 65. Lebensjahre auf dem Weg zum Arzt durch Herzschlag auf offener Straße plötzlich und unerwartet von uns geschieden ist. Ihrem Wunsche gemäß fand die Einäscherung am 24. 1. um 12 Uhr unter Anteilnahme vieler Vertriebener und der ge-ehrten Nachbarschaft aus Weidhausen im Kremato-rium zu Coburg statt.

In stiller Trauer:

Klara Höber geb. Künzel und Anverwandte.
Weidhausen 60 b. Coburg, 21. Jänner 1952.

Unerwartet für uns alle verschied im Alter von 64 Jahren infolge Gehirnschlages meine liebe Frau, unsere herausgute Mutter, Großmutter u. Schwester

Frau Elise Ludwig geb. Just.

In tiefer Trauer:

Karl Ludwig, Gatte (Warnsdorf) und Kinder Heinrich Just, Wien, Bruder Bertl Sigmund, Pilsy Sigmund, Frieda Rogler, Schwestern.

Meiningen/Thür., Helenestr. 29, 16. 1. 1952.

Die Beerdigung fand am 21. 1. 52 statt.

In tiefstem Leide geben wir die traurige Nachricht, daß meine liebe Gattin, unsere gute Tochter, Mutter, Schwiegermutter, Schwester, Schwägerin, Tante u. Großmutter

Frau Marie Zuber geb. Löw

nach schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden am 22. 1. verschied ist. Die Beerdigung fand auf dem Friedhof in Langen b. Frankfurt/M. statt für die dabei bezeugte Anteilnahme Ascher Bekannter danke ich herzlich.

In tiefer Trauer:

Adolf Zuber nebst Kindern und Anverwandten.
Langen, im Januar 1952 (früher Ufch, Rangeg. 4).

Plötzlich und unerwartet verschied infolge eines Herzschlages am 17. 1. 52 mein lieber Gatte, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Schwager, Onkel und Pate

Herr Adam Goldschald

in seinem 75. Lebensjahre.

In stiller Trauer:

Marg. Goldschald, Gattin
Fam. Hans Goldschald und Ed. Ott.
Schwintegg/Obb. (fr. Unterschönbach)
Riedrich/Rheingau

Es werden gesucht:

Auskunft an die Suchenden direkt erbeten, an den „Rundbrief“ lediglich Erfolgsmeldung und Angabe der gefundenen Anschrift. Suchanfragen bitte Rückporto beilegen.

1. Fam. Johann und Karoline Radl (Zuschneider, Selberstr. 4) von ihrem Sohne, der seit Jahren nichts von seinen Angehörigen hörte. Zuschriften an Fr. Hanni Oertel, Pflegeanstalt Bruckberg b. Ansbach.

2. Frau Luise Lüftner (bis 1948 verl. Bürgerheimstr., Haus Polizist Rupprecht) von Anna Lorenz Übersee-Westerbuchberg 127 Chiemgau/Obbay.

Eine Familie Nietzsche aus Asch möge sich wegen ihres in Prag geborenen Sohnes Wilhelm beim Rias-Suchdienst Berlin-Schöneberg, Kufsteiner Str. 69 melden. (Rias-Durchsage vom 23. 1. 52)

Sudetendeutsche ZEITUNG

Wie uns aus Bayreuth mitgeteilt wird, sind dort auf Grund der im letzten „Ascher Rund-brief“ durchgeführten Werbung bereits zahl-reiche Bestellungen auf die „Sudetendeutsche Zeitung“ eingelaufen. Wir weisen nochmals darauf hin, daß solche Bestellungen nur direkt nach Bayreuth an den Verlag „Sudetendeutsche Zeitg.“, Schloßbergl. 4, gerichtet werden mögen.

Kleine Anzeigen

Allen Schreibern, die zur Weiterleitung an Kenn-wort-Adressen bestimmt sind, wolle bitte einfaches Briefporto beigelegt werden.

Färber, firm im Färben von Wolle u. Halbwole im Strang, per sofort nach Ra-vensberg/Wtbg. gesucht. Zweizimmerwoh-nung mit Küche steht zur Verfügung. Be-werbungen unter „Wollfärber“ a. d. Verlag Ascher Rundbrief Tirschenreuth.

Perfekte, mögl. junger **Strickermeister**, der instande ist, Strumpfautomaten und Flachstrick-Maschinen, Spezialität Strick-handschuhe, in Betrieb zu halten, gesucht von Strickwarenfabrikation Herbert Adam Deggendorf/Do.

Handschuhe für Glace- und Steppnaht werden an Faktore oder Heimarbeiter aus-gegeben. Bewerbungen unter „Heimarbeit“ an Verlag Ascher Rundbrief.

Junger lediger Mann, erfahren in Kurz-**Velour-Bearbeitung**, per sofort n. Hessen gesucht. Bei Eignung Meisterposten in Aus-sicht. Schriftl. Bewerbung. unt. „C 25086“ bef. Ann.-Exp. Carl Gabler Frankfurt/M. Börsestr. 2-4.

Wer tauscht von Hessen nach Rehau? Zuschriften erbet. an Schließf. 54 Rehau/Dfr.

Verf. Stoffhandschuhnäherin sucht Heim-arbeit. Maschine mit Motor müßte gestellt werden. Frdl. Angebote unt. „Handschuhe“ an den Ascher Rundbrief.



Bettfedern und Daunen, fertige Betten und Kissen von erster Quelle bei günstigen Preisen von Ihrer altbewährten Heimatfirma Bettfedern Ploß, Dillingen/Do.

Aus tschechischer Haft entlassen

Am Silvestertag 1951 traf in Selbitz/Ofr. Landsmann Adolf Hendel aus Roßbach, von seiner Mutter und seinen beiden Kindern in tiefster Freude-Erschütterung begrüßt, nach fast siebenjähriger Trennung als Rückkehrer aus tschechischer Strafhaft ein. Der Wermutstropfen in das Wiedersehen war die große Lücke, die seine im Jahre 1947 verstorbene Gattin hinterlassen hat.

Der jetzt 45jährige Landsmann war während des Krieges Angestellter der Stadtgemeinde Asch (Referent des Wehrdezernats), blieb aber in Roßbach wohnhaft. Im August 45 wurde er von den Tschechen verhaftet, kam im Dezember 45 mit nach Brüx, dann Mitte Juni 46 zurück ins Lager „Tell“ nach Asch zur „Entlassung“. Als diese Entlassungen in vollem Gange waren und Lm. Hendel unter den letzten mit an die Reihe kommen sollte, wurden sie plötzlich am 15. August durch eine Verfügung gestoppt, daß Zivilinternierte nicht weiter durch die Bezirkskommission entlassen werden dürfen. Der Rest, darunter Hendel, wanderte daher zwei Tage später wieder ins Ascher Bezirksgericht, und Hendel von da wegen Arbeitsunfähigkeit in die Krankenabteilung des Kreisgerichts Eger. Eine lügenhafte Aussage, die jemand in würdeloser Liebedienerei vor den Tschechen über ihn gemacht hatte, brachte ihn vor den „Volksgerichtshof“ und dieser verurteilte ihn am 8. 11. 46 zu 10 Jahren schwerem Kerker. Er kam in die Strafanstalt Karthaus, wo er mit einigen bereits abgeurteilten Landsleuten (R. Fuchs-Roßbach, Türk-Fleischer Asch und dem im Vorjahre verstorbenen Landsmann Thoma) zusammentraf. Nun begann eine lange schwere Zeit der Zwangsarbeit an verschiedenen Orten: Heinrichsgrün, Waldstein, Neupacka, Jitschin, schwer krank zurück nach Karthaus, 1950 als Spinner in die Kunstseidefabrik Theresienthal, wo er dann blieb.

Hier nun geschah es am 15. 11. 51, daß der Lagerkommandant den eben von Nachtschicht heimgekehrten Hendel weckte und sagte: „Sie gehen zur Aussiedlung“. Der Angerufene hielt es für einen schlechten Scherz, drehte sich um und versuchte weiterzuschlafen. Es gelang ihm aber nicht, irgendwie hatte ihn das Wort „Aussiedlung“ aufgewühlt. Und wirklich, nach einiger Zeit kam der Kommandant neuerlich: Er möge schnell machen, das Transportauto sei bereits hier. Nun aber los! In der Eile blieb die Hälfte des kärglichen Gepäcks liegen, mit einigen Kameraden gings zurück in die Anstalt Karthaus. Dort wurden Zivilkleider ausgegeben und am nächsten Morgen traten 42 Glückliche, die allerdings noch immer an ihr Glück nicht ganz zu glauben wagten, die Reise nach Mährisch-Ostrau ins Sammellager Kunzendorf an. Dort befanden sich bereits gegen 100 Männer und einige Frauen, die zum Teil schon seit Mai auf die ihnen versprochene Aussiedlung warteten. Noch einmal ging Hendel hier zur Arbeit bei einer Wasserleitungsbaugesellschaft, am Tag vor Weihnachten aber kam der ministerielle Fernruf, daß der Transport am 27. Dezember abzugehen habe. Die Weihnachtsfeiertage vergingen daraufhin mit Vorbereitungen und in nervöser Ungeduld. Und wirklich, am 27. 12. früh ging vom Bahnhof Orlau aus die Reise los über Prag und Bodenbach nach Bad Schandau, wo der Transport am 28. 12. nachmittags von 40 Volkspolizisten der Ostzonenrepublik übernommen wurde. Er bestand aus 223 Männern und 30 Frauen. Zwanzig Schicksalsgenossen blieben in der Ostzone, wo ihre Angehörigen leben, die anderen trafen bereits am 29. Dezember in der Bundesrepublik und zwar im Heimkehrerlager Friedland/Leine b. Göttingen ein, wo sie herzlich empfangen und mit Geschenken bedacht wurden. Nach Erledigung aller Formalitäten konnte Lm. Hendel schon anderntags die Weiterfahrt nach Selbitz antreten. Der

Arzt erkannte ihn zunächst für sechs Wochen arbeitsunfähig und für ein weiteres halbes Jahr zu nur 50% einsatzverwendbar. Wahrscheinlich wird er jetzt erst noch auf Erholung geschickt worden. Er hat viel verloren und viel mitgemacht — aber die goldene Freiheit, die ihm jetzt zurückgegeben ist, erscheint ihm das Teuerste.

„Die Klumpen“

Rundum in den Wäldern
zittert Fuchs und Has',
von den Stoppelfeldern
pfeift's wie Staub von Glas;
Klauberts Schlüssel-Mauer
ziert ein schwarzes Brett,
wenn des Atems Schauer
morgens stand vorm Bett;
wie's in jedem Jahr war,
quitschten Mäus' im Schnee:
„Eisfeld Cap Wien fahrbar“,
tätäräh tätäh!

Einen Schlittschuhschlüssel
borg' ich mir von dir,
kauf ein Pfeffernüssel
in der Bude mir.
„Spitze“, „Runde“, „Jackson“
kurven übers Eis,
Wind- und Wetterhexen
üben sich mit Fleiß.
Aus dem Leierkasten
bummelt Petrusforsch,
auf dem Bankerl rasten
Hildegard und Schorsch.

Der Eisclub, versteht sich,
männlichen Geschlechts,
das Eisfeld, man dreht sich,
Bogen links und rechts;
manche Künstler sumpfern
auf den hintern Teil:
Weiblich ist „die Klumpen“,
ewig-weiblich! Heil!

Bruno Brendel.

Karl Geyer:

Erinnerungen an Alt-Asch

(Fortsetzung)

Kam is då Peintbiener in Laufschrift bā dā Tür draß, dāu kinnt dā alt Onkl vān Isack's Fritz und vān zwa Isacklān, dā Isackn Friedre einā und āinā sagt: „Jessas, dā Friedre! Gelt Friedre, det niāt meinā M'hlhautā?“ Dāu wiād owā dā Friedre glei w'ld und sagt: „Du mi kreizweis . . .“ und er lädt deān Freund herzhaf af die Körwā ā. Vā M'hlhautā wenn nāmle dā Friedre g'hāit hāt, is ā fuchsteifl-w'ld g'worn, wā ā sich oā deān Ort niāt geān dārinnt hāt. Wōi nāmle dā Friedre nāu Berlin af die Lāihā gāih sōllt, daß ā tüchtichā Fleischhackā ās ihn wiād, is nu koā Bahn vā Asch nāu Eg(ha) und vā Asch uwā Huāf-Plauen nāu Berlin gangā und wer vā Asch nāu Plauen und weiter wollt, moußt nāu M'hlhausen bā Elster z'Fouß läff'n, vā hāu ā in' Zug(h) nāu Plauen und Berlin āsteig'n kunnt. Uemkāihāt kunnt ā Passagier vā Berlin nāu Asch neā bis M'hlhausen bā Elster in Sachs'n fahr'n und vā dāu moußt ā z'Fouß nāu Asch läff'n. Suā is dā Isack'n Friedre ā nāu Berlin kummā, hāt dort g'lernt und nāu seinā Lāihāzeit wollt ā wiedā hāim nāu Asch. Afm Bahnhof in Berlin hāt dā Friedre sā Fahrkart'n nāu „M'hlhautā“ vālangt. Zan Unglück fūr'n Friedre hāuts owā scha sellmal in Deutschland drā M'hlhausen geb'm, āis in Elsaß, āis in Thüringen und āis bā Bad Elster. Wā owā dā Friedre weg'n sein' Sprachfahlā statt M'hlhausen „M'hlhautā“ g'sags hāt, hāt'n dā Bahnkassier fūr ān Schwāubm g'halt'n und hāt'n ā Kārt'n nāu M'hlhausen in Elsaß gebm. Dā Friedre is āg'stieg'n, owā wōi ā in M'hlhausen oākummā is, is'n deā Ort ganz annāscht vūākummā wōi sā M'hlhausen bā Elster, is zān Stationsbeamten g'renat und hāt zā deān ganz dāhōst g'sagt: „Det niāt meinā M'hlhautā! Ich ganz annārā M'hlhautā!“ Suā hāt'n deā Bahnrārā zān Schalter g'fōihāt, wāu se mit Mōih

und Nāut vāstānd'n han, daß dā Friedre in ā annās M'hlhausen wollt und han nā ā Kart'n nāu M'hlhausen in Thüringen geb'm. Wōi dā Friedre dort oākummā is, war ā wiedā āfn Tāud dāschrock'n und hōut g'schriā: „Det ā niāt meinā M'hlhautā! Ich ganz annārā M'hlhautā, ich M'hlhautā in Sachs'n“ und mit dā dritt'n Fahrkart'n is dā gout Friedre uwā M'hlhausen bā Bad Elster wieder in sā Hāimāt kummā. Dāß ā dāu koā Frād g'hāt hāt, wenn nā āinā zān Schod'n mit derā Odysseufahrt nu zān Best'n halt'n wollt, koā sich jedārā denk'n, owā „Det niāt meine M'hlhautā!“ is in Asch ā g'flūgt's Wort wor'n. Die lāus'n Fleischhackerg'sell'n vān Isack han halt nix löiwā tāu. als nā alt'n Friedre ā weng g'neckt. Suā han se āmal af'm Buād'n grad uwān Friedre sein Bett ā Säublāus'n āfg'hāngt, dōi wos mit Wasser g'f'lt wō. Wā's sellmal nu koā Elektrisch gebm hāt, han se sich allāz'samm in dā Finstā niedāg'legt. Wōi dā Friedre āg'schlāuf'n wō, is ā G'sell in Bett āfg'stānd'n und hāt in dōi Säublāus'n mit ārā Nāu(d) ā ganz fein's Löchl eig'stoch'n und hāt sich wieder in sā Bett eig'legt. Nāu ganz kurzā Zeit is nā Friedre ā Tropf'n āf's G'sicht āffeg'fall'n und er is munter wor'n. Es hāt deān Tropf'n og'wischt und wollt weiter schlāuf'n, owā dāu hāt's wiedā g'macht „klatsch“ und dā Friedre hāt g'sagt: „Wot denn det dā? Dāu doch einā regnā?“ Die annān G'sell'n han's Lach'n nu oā sich g'halt'n und āinā hāt g'tagt: „Friedre, Dir trāmt, ich spūr fei nix!“ Wōi owā dōs Tropf'n niāt āfg'hāit hāt, hāt dā Friedre ā Hōzl oāg'riss'n und hāt g'seāh, wāus eināreg'n't. Suā g'schwind wōān die Isack'n G'sell'n nu niāt uwā die Buā(d)nstōig(h) oig'rentt, wōi sellmal, denn wenn dā Friedre āin dāwischt hāt, hāt ān 's Fleischhackermesser eig'rentt.

Nū ā lustig's G'schicht'l vā dā Mouhm is mā in Erinnerung. Sān mā āmal nāu ārā Musikprob frōih nu bā dā Mouhm g'sess'n. Lautā goutā Freund, dōi wos nāun Musiziern dā Durscht v'l plāugt hāt. Zoufōlle hāt

sich oā unnān Tisch ā dā sele Lehrer Christof Wunderlich mit festg'setzt. Aih mā uns vāseāh han, is's mit lauter Dāz'hln halwā Vōiārā frōih wor'n. Af oāmal gāiht die Tür āf und einā kinnt unnā altā Sangesbruder, der sele Karl Kraus. Unnā Frād wōā grāuß und miā han glei g'frāigt, wāu ā öitz nu her kinnt. Owā unnā Freund Kraus hāt uns g'tagt, daß ās in Mog'n hāt und allā Woch'n frōih zān Brambichā Doktā gāiht, deā wos sā einzichā Hoffnung is. (Leider kunnt'n deā ā niāt helf'n). Und, suā is dā Kraus Karl forgt'fahr'n, drūm trinkt ā öitz g'schwind ān warmā Kāffee und nāu gāiht ā wieder āf Brambe. Dāu is āf oāmal nā Christof Wunderlich āg'f'lt'n, daß er's ā in Mog'n hāt. Er hāt g'sagt: „Karl, weißt, ich habs auch im Magn und ließ mich gern āmal untersuchen, nehmeest Du mich mit?“ Natūrele wōā dā Kollege Karl āvāstānd'n und sie sān āf Brambe gwānnāt. Wōi dā Karl Kraus untāsoucht wōā, hāt ā zān Doktā Sonntag g'sagt: „Herr Doktor, da außen hāt ich einen Kollegen, dem fehlt's auch im Magen, möchten Sie den nicht auch einmal untersuchen?“ Der Doktā hāt g'sagt: „Nun, da soll er halt herinkommen!“ Owā wōi dā Christof Wunderlich āfn Doktā zoukummā is, hāt deā scha ās Fāhnl g'roch'n. Er hāt sich owā nix merk'n lāuā, hāt g'sagt, dā Patient sōll sich āfn Untersuchungstisch āffeg'n und hāt'n ganz ernsthaft und grūndle untersocht. Nāu hāt ā g'sagt: „Hör'n Sie einmal mein lieber Freund, Ihnen verschreib ich kein Rezept, aber drei Häuser weiter oben am Markt, da ist der Gasthof Renz. Dort wird um Neune frisch angeschlagen. Vielleicht komm ich auch ein bißchen nach.“ Der Christof Wunderlich hāt deān Rāt befolgt und pumperlg'sund is ā āubmds wieder hāim kummā.

Suā howe Enk öitzā suā ā paar Muster, wōi se bā dā Mouhm vākāihāt sān, g'sch'ldert und wer se kennt hāt, denkt nu heit gern oā die lustich'n Streich mit ihnen.

(Wird fortgesetzt)

Nachtschichten in Asch

Nachtschichten hat es auch früher oft gegeben daheim, wenn die Auftragslage so gut war, daß die Firmen mit achtstündiger Tagesarbeit das Auslangen nicht mehr fanden. Aber was sich jetzt in Asch tut, das ist etwas anderes. Es sind Nachtschichten eingeführt worden und dafür fällt die Tagesarbeit aus. In einer Reihe von Betrieben wird seit Jännerbeginn, wie uns mehrfach bezeugt wurde, von abends 9 bis früh um 5.30 gearbeitet, während tagsüber der Betrieb ruht. Grund: Der Strom reicht nicht mehr aus, um alle Betriebe gleichzeitig damit zu versorgen. Um den Strom gleichmäßiger zu verteilen, wird also zwischen den einzelnen Betrieben geschichtet. Diese Maßnahme hat die Verdrossenheit der Arbeiterschaft neuerlich erheblich gesteigert. In einem uns zugänglich gemachten Briefe kommt dies anschaulich zum Ausdruck, wenn es dort heißt: „Wir sitzen frierend und vom Schüttelfrost gebeutelt an den Maschinen und kommen ganz durchgefroren heim. Am Tag kann man ja kaum schlafen. Einmal wird der Faden reißen“.

Daß die Weihnachtsfeiertage in Asch sehr gedrückt waren, darüber haben wir bereits berichtet. Nachträglich erfahren wir dazu noch:

Der Heilige Abend war auf den Sonntag vorverlegt worden, aber in den Familien ließ man sich davon nicht beeindrucken und man beging ihn doch am 24. Dezember. Auch die Christmette in der katholischen Kirche fand am Montag statt, allerdings nicht ohne Zwischenfall: Der tschechische Pfarrer hatte einen solchen Rausch, daß er um ein Haar von der Kanzel gefallen wäre. In der evangelischen Kirche hält jetzt ein junger tschechischer Vikar Gottesdienst, der aber auch gut in deutscher Sprache predigt. Er verkehrt

viel in deutschen Familien und hat manchen Anschluß gefunden. Er ist allein hier in Asch, seine Eltern dürfen nicht einmal zu Besuch nach Asch kommen. Die Absperrung bei Haslau ist eine fast vollkommene. Am ersten Weihnachtsfeiertag sangen in der evangelischen



Trostloser Durchblick
von der Kegelgasse zur Hauptstraße — wuchernde
Wildnis mitten in der Stadt

Kirche einige deutsche Frauen, begleitet von Herrn Joppich und Restl-Richter auf Geige und Harmonium. Letzterer hat auch ein Solo geblasen.

Wie uns weiter aus Asch mitgeteilt wird, verschleppte man vor einigen Wochen alle geistlichen Schwestern des Egerer Krankenhauses nach Freiheit bei Trautenau, wo sie nun in einer Spinnerei arbeiten und 8 Stunden täglich auf einem Fleck stehen müssen. Die Umstellung fiel vielen von ihnen natürlich sehr schwer. Sie hatten alle bereits ihr Permit und rechneten sicher mit ihrer Ausreise in die Schweiz, da sie einem Schweizer Orden angehören.

Die vielen, auch an Ascher Restdeutsche erteilten Permits verlieren nach ein paar Wochen ihre Gültigkeit und werden damit wertlos.

Neuerdings wird zur Aussiedlung auch ein Paß verlangt, der sehr viel Geld kostet. Um ihn überhaupt zu erhalten, muß man außerdem schriftlich unterzeichnen, daß man auf allen Besitz verzichtet.

Vor einiger Zeit verhafteten die Tschechen in Asch einen gewissen Wunderlich, Spitzname Stampfer. Er ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Stampfer war vielen Aschern bekannt geworden durch die von Krögl geleiteten Einzeltransporte an die Grenze, die viel Geld (und auch manches andere) kosteten; Stampfer war der Fahrer dieser Transporte.

Die Familie Uhl (Pflasterer) hat sich mit dem Interview, daß wir in unserer Folge vom 7. Dezember 1951 wiedergaben (Uhl war mit dem D-Zuge nach Plößberg gekommen, kehrte aber nach Asch zurück und stand dann der tschechischen Gegenpropaganda zur Verfügung) schwer in die Nesseln gesetzt. Wenn ihn Deutsche auf der Straße begegnen, flüstern sie ihm zu: „Kostet ja nur ein paar Pfennige mehr.“ — so hatte er sich bekanntlich in dem Interview zu den Kaufmöglichkeiten in den freien Läden geäußert. In Wahrheit sind die „freien“ Preise noch immer im Anstiegen begriffen und fast unerschwinglich hoch geworden. Die Rationen der Lebensmittelmarken wurden mit 1. Jänner neuerlich herabgesetzt. Und kaum zu glauben sieben Jahre nach Kriegsschluß, aber wahr: Als anfangs Jänner die neuen Lebensmittelkarten ausgegeben wurden, mußte man in Asch fünf Stunden und länger darnach anstehen. Viele Leute gingen von der Nachtschicht weg zur Ausgabestelle, übernünftig, durchgefroren und mißmutig. In einem Briefe heißt es: „Ihr könnt Euch denken, wie man da gemeckert hätte, wenn das im Kriege geschehen wäre. Und jetzt haben wir Frieden — aber wehe, wenn man seine Meinung laut äußern würde“.

J. R. Rogler:

Aus dem Bann der Ueberlieferung

9.

Die letzten Wölfe im Ascher Gebiet

(Schluß)

Eine andere Stelle, wo sich die Wölfe gern herumtrieben, war das Röhricht am versumpften Nesselbach und beim Preißenteich, weil dort beiderseits der Grenze sehr oft Schafe weideten. Der Ascher Schäfer Nicol Knippfer „auf dem Kaltenhof“ sagte am 31. Oktober 1743 eidlisch aus, daß er „von dem alten abgetriebenen Ascher Forst, so dermalen Feld und Wiesen, auf das Herrschaftl. Schönbach. Vorwerck oder Fickerrey zu sich kehre, von dar, die Ascher Felder, an der Brandenburg u. resp. Lindenfels-Erkenreuth. Land Gränz auf dem Kegel her hinter Prex gegen Lauterbach an Winkel besuche — bis an den Neuhäuser Kirchsteig.“

Auf der anderen Seite der Grenze aber trieb der Erkersreuther Hirte seine Herde entlang, und dies geschah, wenn es Wetter und Weide erlaubte, auch in der kalten Jahreszeit, weil nicht allzuweit zum Schafstall war. Da bot sich den Wölfen immer wieder eine Gelegenheit, ein Schäflein zu holen. Litten sie aber im Winter argen Hunger, so schreckte sie nichts ab, auf die Wege und Landstraßen zu laufen und dort nach Beute Ausschau zu halten. Einmal fuhr ein Bauer, dessen Name mir entfallen ist, aus dem nahen Bayrisch-Neuenbrand mit zwei Kühen Korn in die Mühle nach Mühlbach. Beim Erkersreuther Schloßsteig sah er auf dem Wege ein großes Tier sitzen. Groß war sein Schrecken, als er beim Näherkommen erkannte, daß er einen Wolf vor sich hatte. Scheunigst nahm er das Beil vom Wagen und fuhr weiter in der Hoffnung, daß der Wolf Reißaus nehmen werde. Aber dieser blieb ruhig sitzen und blickte unverwandt auf das herannahende Gefährt. Als die Kühe nahe genug waren, sprang er im Heißhunger eine Kuh an, nicht achtend der drohenden Gefahr. Der beherzte Bauer jedoch streckte

den grimmigen Wolf mit einem einzigen Hieb seiner Hacke zu Boden. Das war der letzte Wolf, der in der Umgebung von Asch erlegt wurde. Noch einmal tauchte einer auf und zwar im Jahre 1825, wohl nur ein zugelaufener Einzelgänger. An einem klaren Winterabend erscholl das schaurige Geheul eines hungrigen Wolfes mitten in Schönbach. Die Hunde fing an zu bellen und zu winseln, und die Leute schauten entsetzt zur Tür hinaus, hatten doch viele von ihnen noch gar keinen Wolf heulen hören. Er saß auf dem glitzernden Eise des Dorfteiches. Da packten die paar Bauern und Häusler, die um den Dorfanger herum wohnten, die Mistgabeln und die starken Knüppel hinter der Tür, ließen die Hunde von der Kette und drangen auf das gefährliche Raubtier ein; doch angesichts solcher Übermacht suchte der Wolf das Weite.

Im selben Jahre aber wurde bei Duppau in Böhmen ein Wolf geschossen (Sommer, Kgr. Böhmen, 1847). Die gefürchteten Bestien wurden im Ascher Gebiet wohl schon um die Mitte des 18. Jh. ausgerottet. Nach Dr. Albert Schmidt, Führer durch das Fichtelgebirge und den Steinwald, schoß man 1811 „den letzten der einheimischen Wölfe, dem 1883 ein eingewanderter gefolgt ist.“ Im großen Selber und Thiersteiner Forste fanden die Wölfe früher guten Unterschlupf, ebenso aber auch in den weiten Waldungen um den Kornberg und bei Rehau. 1670 beobachtete der Förster Nürnberger von Thierstein einen Kampf zwischen einem Hirsch und einem Wolf auf einem haushohen Granitfelsen an der Eger im Wellerthal, wobei „ersterer den verfolgten Wolf in die Eger stürzte.“ Dieser Felsen, der Hirschenprung, ist den wanderlustigen Aschern heute sicher noch in Erinnerung. Von der allein jagdberechtigten Herrschaft wurde der Wolf mit allen Mitteln bekämpft, mit Wolfsgruben, Fallen, den Wolfseisen, und mit den vergifteten Wolfskugeln. Wolfsgruben sind heute noch bekannt hinter Elfhausen, bevor der Weg aus dem Walde in den Moosbrück eintritt, außerdem im Unterwald südlich von Selb und bei Kammerdorf im Egerland. Eine Wolfsgrube scheint auch bei den Bärengruben am

Bärenschacht im Rehauer Walde vorhanden gewesen zu sein, wo die einstige Hofer Straße beim Gatterteich in Mähring die Grenze überschreitet. Während die Bärengruben wie z. B. die sogenannten Bärenlöcher bei Mähring noch recht gut zu erkennen sind, sind die viel kleineren Wolfsgruben meistens nur noch für geübtere Augen auffällig genug. Eine der Elfhausener Wolfsgruben ist jetzt nur noch einen halben bis dreiviertel Meter tief, oben ungefähr 6 Schritte lang und anderthalb bis zwei Meter breit. Am Ködersbach in der Alten Grün bei Bad Elster — der Bach wird auch als Wolfsbach bezeichnet — hat man den Wölfen aufgeludert, ebenso wohl auch in der Luderleiten östlich von Roßbach. Mit den giftigen Wolfskugeln rückte man dem Wolf gern an den Wildtränken im Winter zu Leibe; das mag auf dem Kugelanger bei Prex und auf der Kugelwies bei Faßmannsreuth der Fall gewesen sein. Die dort entspringenden ungewöhnlich starken Quellen froren im Winter wohl kaum zu, während die Bäche vereist und verschneit waren. Dazu gab die Nähe der Häuser dem Wild etwas mehr Sicherheit; kein Wunder, daß sich die Wölfe dort gern herumtrieben. Auch beim Ludenbrunn im Selber Wald scheint man den Wölfen nachgestellt zu haben, indem man ein Luder, Fleisch von gefallenem Tieren, auslegte. Überall wurde dem Wolf der Krieg erklärt, er war das bestgehaßte unter allen wilden Tieren. Sicher stellten schon die Sorben Wolf und Bär im Rehauer Wald nach, in der Löwitz bei Rehau (russ. lowit, gefangen, Lowez, der Fänger, Jäger), waren doch Felle wichtige Tauschware im Handel mit den Franken. Aber trotz Feuerwaffen, Wolfsfallen und Wolfsgruben konnte der Wolf erst im 19. Jh. an die Grenzen Deutschlands zurückgedrängt werden; noch nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 trieben sich die Wölfe in den Argonnen, Ardennen, Vogesen und im Jura herum und ab und zu wechselten immer noch einzelne dieser gefährlichen Raubtiere aus Polen und Rußland herein. Heute lebt Isegrim der Wolf bei uns nur noch in Tiergärten und Menagerien und macht im Märchen die kleinen Kinder gruseln.

Um unsere beschlagnahmten Sparguthaben

Der Lastenausgleich sieht bekanntlich u. a. eine Umwertung der Vertriebenen-Sparguthaben vor. Der bisherige Entwurf enthält jedoch die Härte, daß zur Geltendmachung solcher Ansprüche die Vorlage amtlicher Belege (Sparbuch, beglaubigte Kontoauszüge u. Ä.) vonnöten ist. Solche Belege wird nur ein kleiner Teil der Vertriebenen beizubringen in der Lage sein, denn die Sparbücher mußten ja bei der Vertreibung abgegeben werden und in zahllosen Fällen wurden sie sogleich bei ersten Haussuchungen mit weggenommen. In Fachkreisen schätzt man die Höhe der nicht belegbaren sudetendeutschen Sparguthaben einschließlich der zumeist ebenfalls unbelegbaren Giroguthaben auf mindestens eine Milliarde Reichsmark.

Um dem großen Unrecht, das in einer solchen Regelung liegen würde, zu begegnen, führt die Sudetendeutsche Landsmannschaft derzeit auf eigenen Formularen eine Erhebung aller sudetendeutschen Sparguthaben durch. Mit dem so gesammelten Material will sie dann in Bonn die nötigen Schritte einleiten, damit alles versucht werde, unseren Landsleuten die Unterlagen aus der CSR zu beschaffen. Mit den Erhebungen soll auch der Nachweis erbracht werden, daß es sich tatsächlich um viele Millionen DM (bei einer Umwertung von $6\frac{1}{2}\%$) handelt, die den sudetendeutschen Vertriebenen dabei verloren gehen würden.

Die Erhebungsaktion ist bereits im Gange. Wir verweisen alle Landsleute nachdrücklich darauf. Wo keine landsmannschaftlichen Organisationen bestehen, die von sich aus die Erhebungen durchführen, mögen die Formulare direkt bei Emil Breuer, Sachbearbeiter der Sudetendeutschen Landsmannschaft, K u l m b a c h, angefordert werden. Natürlich werden von der Erhebung auch jene Sparguthaben erfaßt, deren Beleg durch Sparbücher usw. gesichert ist. Die Aktion soll ja eine Gesamtübersicht über die sudetendeutschen Spareinlagen erbringen.

Als Kettenschere in England

Es geht nun ans dritte Jahr, daß Landsmännin Marianne Beck, Tochter des Drei-Bauern-Wirtes, in Bolton (Nordengland) als Kettenschere in einem Textilwerk beschäftigt ist. Während ihres kürzlich verbrachten ersten Heimaturlaubs schilderte sie eingehend die Verhältnisse, die sie jenseits des Kanals antrat. Sie konnte nach anfänglicher Gemeinschaftsunterbringung mit anderen deutschen Textilarbeiterinnen bald privat mieten, wodurch ihre Englischkenntnisse rasche Fortschritte machten. Nunmehr wird sie bereits mit zur Erledigung des deutsch-englischen Schriftverkehrs herangezogen. Die Aufnahme in England war durchwegs freundlich. Selten einmal, daß sie noch der durch den Krieg erzeugten Ablehnung begegnete. In den Arbeitsbedingungen sind die deutschen Arbeiterinnen ihren englischen Kolleginnen völlig gleichgestellt. Die Arbeitszeit beträgt 45 Stunden, Sonnabend wird nicht gearbeitet. Man weiß allerdings mit dem Wochenende nicht viel anzufangen, denn die puritanische englische Lebensführung hält die Heiligkeit des Sonntags streng ein und es gibt wenig oder gar keine Unterhaltungsmöglichkeiten an Feiertagen. Der Wochenverdienst beträgt rund 50 DM., womit man in England aber mehr kaufen kann als bei uns; besonders die noch bewirtschafteten Lebensmittel sind erheblich billiger. Das Mittagessen wird in einer Werkküche zubereitet. In sozialer Hinsicht ist bei Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit weitgehend gesorgt. Der Jahresurlaub beträgt 10 Tage; auf ihn haben natürlich auch die deutschen Mädchen Anspruch. Diese haben sich in ihrer großen Mehrheit mit den fremden Verhältnissen gut vertraut gemacht, manche

haben inzwischen auch schon Engländer geheiratet. Die Verpflichtungszeit betrug ursprünglich ein Jahr. Viele der 1949 eingetretenen deutschen Mädchen, darunter auch unsere Landsmännin, arbeiten aber noch heute freiwillig drüben weiter, ein Beweis dafür, daß sie sich zurechtgefunden haben. Dennoch aber würde Marianne Beck auch gerne wieder nach Deutschland zurückkehren, wenn sie hier einen Arbeitsplatz fände. Sollte ein landsmännischer Betrieb eine Kreuzscherein brauchen, so möge er dies dem Rundbrief wissen lassen. Wir würden das weitere vermitteln.

Liebe Haslauer!

Wenn ich so zurückdenke an die verhältnismäßig kurze Zeit des Bestehens und Erscheinens unseres „Ascher Rundbriefs“, dann seid Ihr, liebe Haslauer, mit mir wohl einer Meinung, daß er uns über die vielen Beiträge über die alte Heimat hinaus bereits viel Erfreuliches gebracht hat.

Ich denke da vor allem an die ersten Gehversuche des neuerstandenen Heimatblattes, die mit der Veröffentlichung der gesammelten Anschriften der Haslauer begannen. Dadurch erfuhren die meisten erst einmal, wo ihre Verwandten und Bekannten denn eigentlich steckten und sie konnten nun mit ihnen wieder in Verbindung treten. In einigen besonders erfreulichen Fällen war es sogar möglich, Familienangehörige durch den Rundbrief wieder zusammenzuführen, ja sogar entlassene Kriegsgefangene zu ihren Familien zu bringen. Freunde und Freundinnen haben sich wieder gefunden, Arbeitsplätze konnten vermittelt werden. Der Rundbrief ist ein gemeinsames Band geworden, das uns umschließt und zusammenhält. Er hat viele herausgeführt aus dem trostlosen Gefühl der Verlassenheit, das die Verpflanzung von Einzelfamilien und Einzelpersonen nun einmal bedeutete. Der Rundbrief kommt nun auch in das entlegenste Dorf und vermittelt jedem Leser die Gewißheit, daß er auch zur Gemeinschaft gehört, die nun wieder unter uns besteht. Der Rundbrief gelangt auch hinter den Eisernen Vorhang und wird gerade dort mit besonderer Anteilnahme und Freude gelesen.

Das, was er geworden ist, soll er auch in Zukunft bleiben, ein Sprachrohr für alle Menschen unserer Heimat. Und wenn Euch durch dieses Sprachrohr ein Ruf erreicht, so nehmt ihn auf und helft alle mit, die Verbindung zwischen uns zu erhalten und zu festigen.

Dazu ergibt sich auch heute eine schöne Gelegenheit.

Ich erhielt vor kurzem einen recht ausführlichen Brief von unserem Haslauer Freund und Landsmann Andreas Baier (z. Zt. Haunersdorf b. Landau/Isar, Ndb.), der uns als unermüdlicher Sammler von allem, was unsere Heimat irgendwie betraf, bekannt ist. Seine Sammeltätigkeit und sein unermüdlicher Fleiß auf heimatkundlichem Gebiete sind nicht immer so gewürdigt worden, wie sie das verdient hätten. Ich bin aber überzeugt, daß die Vertreibung auch bei denen, die früher wenig oder nichts für eine solche Arbeit übrig hatten, nun in der Fremde den Sinn für den Wert der Pflege heimatlicher Belange geweckt hat; den Wert eines Besitzes erkennt man ja in seinem vollen Umfange, erst wenn man ihn verloren hat.

Ich nehme die Anregung unseres Freundes Baier gerne auf, einen Brief, den er im März 1951 erhielt, auszugsweise zu veröffentlichen, um dadurch vielleicht zwei Haslauer Familien zusammenzuführen, die sich zwar kurz gesehen, aber wieder aus den Augen verloren haben.

Baier hatte einen Jugendfreund namens Georg Müller, dessen Vater Johann Müller (Gäigl) früher am Hirschberg wohnte und der Vorgänger des Landmanns Kohl (Haptner) am Hirschberg war.

Dieser Johann Müller wanderte im Jahre

1905 mit seiner Familie (Frau und 8 Kindern) nach Kanada aus. Mit dem ältesten Sohne des Ausgewanderten Georg Müller (Gäigl Schorsch) steht Baier noch heute in brieflicher Verbindung. Am 9. 3. 1951 erhielt Baier von ihm einen Brief, der unter anderem folgende Stelle enthielt:

„Da fällt mir eben ein, wie ich letzten Sommer in Winnipeg war, kam ein Transportzug mit 800 europäischen Einwanderern durchgeführt. Ein Freund von mir und ich haben den ganzen Zug durchgesehen, nachdem er zum Stehen kam, und haben in jedem Waggon ausgerufen, ob jemand hier wäre aus dem Egerlande. Natürlich gabs da viel Kopfschütteln, bis wir schon beinahe durch waren. Auf einmal stand ein junges Paar auf, sie kämen aus — Haslau! Denke Dir nur diese Freude, lieber Andreas! Die Frau hätte beinahe geweint, waren beide in Haslau geboren, er ging bei Palme in die Fabrik, mußte natürlich auch flüchten wie Ihr. Wir haben uns da eine kleine Weile echt egerländisch unterhalten, ich habe ihnen erzählt, daß ich seit 1905 in Kanada bin, die konnten nicht begreifen, daß ich da noch so gut egerländisch kann. Ich fragte sie, wohin sie führen, sie sagten mir nach B. C., 200 Meilen nördlich von Vancouver zum Vater der Frau. Die Zeit verging so schnell. Da kam plötzlich der Schaffner herein und rief aus: „Besucher bitte aussteigen — wir fahren ab!“ Wir konnten uns gerade noch schnell die Hand reichen und glückliche Reise wünschen. Ich war im Moment so aufgeregt, daß mir in meinem dummen Schädel nicht der Gedanke kam, ihnen wenigstens meine Adresse zu geben. Aber ich will an die Behörde schreiben, um auszufinden, wo sie wohnen. Hast Du da Worte? Den Namen habe ich gleich vergessen, ich Schafkopf, ich glaube, seine erster Name war Hans. Sie hatten einen 4—5jährigen Jungen bei sich.“

So weit der Brief des Haslauer Kanadiers. Es wäre nun recht erfreulich, wenn jemand von den Haslauern uns schreiben könnte, wer dieses Haslauer Auswanderer-Paar etwa sein könnte. Am einfachsten wäre es, wenn Ihr an Baier Andreas selbst schreiben würdet. Ich glaube, es wäre eine große Freude für ihn.

Darüberhinaus möchte ich unseren Gewährmann um einen Bericht über den jetzigen Zustand des Stammhauses „Gäigl“ in Haslau/Hirschberg Nr. 3 — letzter deutscher Besitzer Kohl (Haptner) bitten. Dieser Bericht soll an Landmann Müller weitergeleitet werden.

Ein Bild der Hirschkühlbrücke bringt der nächste Rundbrief.

Dann ist noch eine weitere Suchanzeige eingegangen. Die Schwester von Fritz Ludwig/Nassengrub (Moarie-Gasthaus) möchte gern den derzeitigen Aufenthalt von der Frau Biedermann (Schomer Anina) aus Rossenreuth wissen. Kann mir jemand deren Anschrift mitteilen?

Leider ist auch wieder ein Todesfall zu vermelden. Am 17. 12. 1951 starb an einem Schlaganfall in Wallau Frau Marie Reichl, Ehefrau des Bäckerm. Joh. R., kurz vor ihrem 83. Geburtstag (31. 1.). Sie erfreute sich in Wallau großer Beliebtheit und wurde im Wohnzimmer des Hausherrn aufgebahrt, was dort nur in Ausnahmefällen getan wird. Sie liegt neben ihrer Freundin, der kürzlich verstorbenen Frau Marg. Brusck auf dem Friedhof in Wallau begraben.

Zum Schluß sei noch eine Anschriftenänderung mitgeteilt: Bernhard Seidl, wohnt jetzt Schwarzenbach/Saale, August-Bebel-Str. 11.

Herzlichen Gruß Euer Felbinger.

„Ascher Rundbrief“, Verlag Ilse Tins © Tirschenreuth/Opf., Schließfach 5. — Postscheckkonto Nürnberg Nr. 69811. Girokonto 432 bei der Kreissparkasse Tirschenreuth. — Erscheinungsweise jeden 2. und 4. Sonntag im Monat (Ausnahmen werden vorher mitgeteilt). — Monatsbezugspreis DM 0,75. — Im Postbezug erhältlich (6 \mathcal{H} monatlich Zustellgebühr). — Druck: E. Kohl, Tirschenreuth.